

MUSENKABINETT

Andreas Flitner – Im Rotbad 43 – 72076 Tübingen

Hermann Degkwitz

Oberreihe 2

25358 Hohenfelde

Tbg. 12. März 05

Lieber Peter,

Du hast mir im Dezember geschrieben und einen Vortragstext geschickt – vielen Dank! Ich habe den Bericht mit Spannung gelesen, wusste bisher ja fast nichts von Deinen Russland-Erlebnissen, finde auch die Wahrnehmung des Ineinanders von gutem Willen und Hilflosigkeit gut getroffen, die für Soldaten unsrer politischen Couleur kennzeichnend war.

Ich habe nun meinen Text über das Musencabinett einigermaßen abgeschlossen und wäre Dir dankbar, wenn Du ihn einmal lesen würdest. Du bist ja wohl der einzige aus dem inneren Kreis des MC, der das noch tun kann; außerdem kommst Du darin vor und hast deshalb einen Anspruch darauf. Ich brauche nicht dazuzusagen, dass ich Dir damit keine Mitverantwortung für den Text aufladen will. Ich bin mir auch der eigenen Aufzeichnungen und der Recherchen, die ich im Hamburger Archiv getrieben habe, ziemlich sicher. Aber ich wüsste doch gern, wie der Text auf Dich – als Zeitzeugen und politischen Bürger – wirkt und ob Du eine der Personen, von denen ich unter Aufgabe der Anonymität berichte, als unrichtig oder taktlos geschildert ansiehst. Für manche meiner Aussagen war auch das Gespräch, das wir in Hamburg geführt haben, wichtig (z.B. für meinen Entschluss, über Vater Renner noch einen Passus einzufügen).

Von der Spiegel-Ausstellung in Hamburg hat mir meine Tochter erzählt. Wenn Du für die Stuttgarter Version hierher kommst, versäume nicht, uns zu besuchen!

Sehr herzlich grüßt Dich

Andreas Flitner

Musencabinett

Ein schmales Bündel von Briefen meiner Handschrift liegt auf meinem Tisch. Sie sind im Krieg an meine Freundin Helga gerichtet worden und wurden nach ihrem Tode von ihrer Tochter mir zugesandt. Nur Weniges haben sie zu erzählen, was nicht auch in meinem Gedächtnis aufbewahrt wäre: vom banalen und schwermütig ertragenen Soldaten-Alltag, von Landschaften und Städten, die ich zu sehen bekam, und von Büchern, die mich beschäftigten. Aber sie wärmen vor allem Erinnerungen auf an gemeinsame Zeiten in Hamburg, an die Gespräche und den geselligen Verkehr, an die Vorträge und Darbietungen in dem Kreis, der uns zusammengeführt hat: unserm „Musencabinett“.

Es war ein Studenten- und Künstlerzirkel, der sich im Kriegsjahr 1940 gebildet hatte und 1942/43 durch Heeresinberufungen und Kriegsgeschehen wieder verlor und nur in einzelnen Freundschaften und Erinnerungen noch fortbestand. Warum beschäftigt er mich noch, warum krame ich in Briefen und alten Aufzeichnungen, um herauszufinden, was da eigentlich gewesen ist?

Über das „Musencabinett“ Auskunft zu geben hat mich eine historische Forschungsstelle veranlasst, die mit Dokumentensammlung und Interviews sich der Geschichte des NS-Regimes und insbesondere der Hamburger Verfolgten jener Epoche angenommen hat. Sie hat auch den Studentenkreis in ihre Arbeit einbezogen. Nicht dass man diese Gruppe junger Leute und ihre Aktivitäten selber der Geschichte der Verfolgung oder des Widerstands gegen das NS-Regime hätte zurechnen können; aber ihr gehörten einzelne Personen an, die in die Hamburger Folge-Prozesse um die Münchner „Weiße Rose“ verwickelt, vor Gericht gestellt und verurteilt wurden. Es gab in Hamburg verschiedene Gruppen und Freundeskreise ähnlicher Interessenlage und vergleichbarer Aktivität. Freundschaftliche Verbindungen Einzelner zu den Münchner Studenten und die Weitergabe von deren Flugblättern sind der Gestapo bekannt geworden und haben vom September 1943 an in Hamburg zur Verhaftung von jungen Frauen und Männern geführt, und zu Prozessen, in denen auch zwei aus unserer Gruppe verurteilt wurden. Daher das Interesse der Hamburger Historiker auch für diesen Jungleutekreis. Er ist nur gestreift worden von den Flügeln historischer Ereignisse. Aber da er nun einmal diese Aufmerksamkeit gefunden hat und da ihm eine Darstellung (Kenkmann 1999) gewidmet worden ist, die mir korrektur- und ergänzungsbedürftig erscheint, und da ich selber dort, leicht erkennbar, als eine der Auskunftspersonen fungiere, versuche ich, mein eigenes Bild neben das dort bekanntgemachte zu setzen.

Es scheint aber auch mir nicht leicht, noch etwas von der Stimmung des Geistes und von dem Pathos einzufangen und verständlich zu machen, die unseren damaligen Umgang mit den Künsten und unser Bemühen um Philosophie- und Kunstgespräche bestimmten. Gewiß steckte darin, neben dem voranstehenden Interesse an Bildung und Aussprache, auch ein Trotz gegenüber dem öffentlichen Sprachgebrauch der NS-Zeit und gegen die Vereinnahmung des Geisteslebens für die Staatsdoktrin und den Krieg. Wir wollten nicht untergehen in den Banalitäten der öffentlichen Berichterstattung und des sprachgeregelten Kulturbetriebs. „Bildungsbürgerlich“ haben die Hamburger Forscher den Kreis genannt. Das ist eine soziologische Kategorie, die sich auf die Elternhäuser, die Sozialschicht und die Schulbildung der meisten von uns bezieht. Uns selbst wäre diese Zuordnung, auch wegen der Ungeläufigkeit solcher Kategorien, als abwegig erschienen. Als „bürgerlich“ empfanden wir gerade das andere, die Volks- und Heimatkunst, den kleinbürgerlichen Mief, der die offizielle Kunstpolitik umgab. Wir wollten uns vor allem mit der „großen Kunst“, aber auch mit der Kunst der zwanziger Jahre, der Moderne, der „Avantgarde“ befassen. Auch ein wenig Schwabing- oder Dandy-Stimmung gehörten dazu, und deutliche Sympathien für kommunistische Ideen bei Einzelnen der Mitglieder. Verbunden fühlten wir uns durch eine Art von Kunst-Religion, eine Hoffnung, die Barbarei und die Katastrophenzeit dadurch zu überstehen, dass wir uns den höheren Sphären, der Philosophie und den „Musen“, widmeten. Aber der Kreis war auch auf Geselligkeit angelegt, auf einen freien, unkomplizierten Umgang und auf ungeschütztes Reden, in der Gewissheit, dass es unter uns keine Denunzianten gäbe. Die Stimmung und das Pathos unserer Zusammenkünfte scheint mir gut getroffen in den Versen unserer Poetin Edith Tohde:

Musenkabinett

Wir alle lebten in verstreuten Straßen,
doch hier und da erhob sich ein Gesicht,
und dann begann das Große uns zu fassen,
und sammelte uns um das gleiche Licht.

Und das war keine von den schwachen Kerzen,
die schon verlöschen, wenn ein Wind erwacht !
Wir trugen uns und unsere heißen Herzen
um jenes Leuchten, das die Kunst entfacht.

Wohl können wir vom andern niemals wissen,
wie er sie schaut in Blick und Angesicht;
doch daß wir e i n e m Rufe folgen müssen,
wenn einer jener Großen zu uns spricht,

die alle Wege lange schon beschriften
und unbeirrbar ihr Geschick gelebt –:
das gleiche Folgen und das gleiche Bitten
ist's, was zur gleichen Flamme uns erhebt.

[Erstfassung im Rundbrief]

Es war Ende 1940 – mein Abitur und ein halbjähriges Maschinenbau-Praktikum hatte ich hinter mir und, etwas zweifelnd noch, ein naturwissenschaftliches Studium begonnen –, dass ich zuerst über die Freunde Regine Klutmann und Willi Renner vom Musencabinet hörte. Der Kreis hatte sich erst kurz zuvor gebildet, vornehmlich aus jungen Künstlern und Studenten, die sich reihum in privaten Wohnungen zu Darbietungen und Kunstgesprächen trafen. Der Anstoß war, wie ich später erfuhr, von Schülern der Schauspielschule von Eva Fiebig und von Kunststudenten am „Lerchenfeld“, der Hamburger Hochschule für bildende Künste, ausgegangen. Ihnen hatten sich einige Medizinstudenten und weitere Freunde zugesellt. Eltern und andere „Erwachsene“ fungierten als Gastgeber und nahmen auch selber gelegentlich an den Treffen teil, nicht nur wenn diese in ihrem eigenen Hause stattfanden. Ich wurde dazugeladen und sah mich gleich von Beginn an in lebhaftes Diskussionen und Aktivitäten einbezogen.

Im Tagebuch, das ich damals geführt habe, sehe ich: Am 11. Januar 1941 war ich zum ersten Mal dabei. Man traf sich in Blankenese im Hause des Schriftstellers Rudolf Klutmann, von dem zwei Töchter dem Kreis zugehörten. Peter Degkwitz, Student der Bildhauerei an der Kunsthochschule, sprach über Moderne Kunst und ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass in der expressionistischen Grafik und Bildhauerei die eigentliche Moderne zu finden sei, und dass mit konventionellen Kunstmitteln, mit Leibl- und Thoma-Imitation, kein glaubwürdiges Wort mehr zu den künstlerischen Aufgaben des 20. Jahrhunderts gesagt werden könne. Im Anschluss an den Vortrag gab es eine schöne und zustimmende Diskussion, an der sich auch Vater Klutmann beteiligte. In einem kleinen und improvisierten Nachprogramm spielte Volker von Scheidt zwei eigene, behutsam moderne Kompositionen auf dem Klavier. Helga Engler und Susanne Klutmann sangen unter seiner Begleitung Duette aus dem Figaro, aus dem Freischütz, aus Hänsel und Gretel. Von Edith Tohdes Dichtungen wurde das Gedicht „Prinz Hamlet“ rezitiert.

Deutlich ist mir dieser Abend in Erinnerung, auch das Hochgefühl auf dem Heimweg, in einem solchen Kreis zu verkehren, mit seiner Debatte ohne Scheu vor Zensoren, und seinen Stegreif-Darbietungen aus der Fülle des Könnens dieser jungen Leute.

Ein vorausgehender Abend am 4. Januar im Hause Krogmann, über den andere berichtet haben, mit dem Schauspieler Emil Lohkamp und der Schauspiellehrerin Eva Fiebig als Gästen, war dem „Hamlet“ und seiner aktuellen Inszenierung am Thalia-Theater gewidmet. Er war, wie Edith Tohde notiert hat, vor allem durch die Anwesenheit des Hauptdarstellers dieser Aufführung geprägt und durch eine Debatte von „wunderbarem Feuer und Schwung“.

Schon am 16. Januar gab es ein weiteres Treffen: Der Mediziner Willi Renner, so habe ich notiert, hielt einen etwas leichtsinnigen Vortrag „Über die Grundlagen des Denkens“, der die Philosophen von Fach, vor allem Karl-Eberhard Schorr provozierte und in einer fast dreistündigen Diskussion durchgewalkt wurde. Am 28. Januar folgt die nächste Eintragung: ein Abend bei Schorrs in der Bergedorfer Sternwarte, deren Direktor der Vater von Karl-Eberhard war. Ein Architekt Werner Jakstein, Freund von Renners, referierte und las uns vor aus seinem kürzlich erschienenen Buch über Altona. „Liebe alte Stadt“ heißt dieses Buch (1940), das in heutigen Bibliotheken noch zu finden ist – eine Huldigung an die soeben erst nach Hamburg eingemeindete dänisch-preußische Stadt liberaler Politik und vornehmer Baugesinnung. Das Buch war auch als Protest gemeint gegen das geplanten Aufmarsch-Gracis und gegen die NS-Architektur, mit der das Stadtbild verschandelt werden sollte. Eine rechte Diskussion kam an dem Abend freilich nicht auf. Vielmehr herrschte, wie ich notiert habe, eine betretene und „galgenhumorige“ Stimmung vor, da fünf Teilnehmer dieses Treffens am gleichen oder am vorangehenden Tage einen Einberufungsbefehl bekommen hatten. Auch ich war darunter und war auf den 6. Februar zur Ableistung des Arbeitsdienstes einbestellt.

Am 29. Januar fand dann im Hause des Pädiaters Degkwitz am Rothenbaum eine Generalprobe statt für den ersten öffentlichen Auftritt des Musencabinetts. Lesungen und musikalische Darbietungen aus der letzten Zeit wurden daraufhin geprüft, wie weit sie in der Öffentlichkeit vorgetragen werden könnten. „Geprüft“ klingt aber schon etwas übertrieben; von Selbstkritik oder gar Lampenfieber war jedenfalls nichts zu spüren. Auch am Festabend selber nicht, der am 31. Januar dann, mit Darbietungen und Geselligkeit, in „Streits Hotel“ begangen wurde.

Was uns veranlasst hat, mit unseren Aufführungen und unseren Gedanken zur Kunst vor ein größeres Publikum zu treten, weiß ich nicht mehr. Die spätere Aussage eines der Mitglieder, es habe damit der Staatspolizei, die schon Verdacht geschöpft habe, die harmlose Kulturbeflissenheit dieses Kreises gezeigt werden sollen, vermag ich nicht zu glauben. Bestimmt hätte

ich von einer solchen Zwecksetzung etwas gehört, und der Abend hätte unter ganz anderer Spannung gestanden. Es war eine durchaus heitere, lockere Veranstaltung selbstbewusster Akteure, die sich vor allem ihren Eltern, Geschwistern und Freunden präsentieren und auch den Künstlern unter uns ein breiteres Publikum verschaffen wollten. Auch eine Hamburger Zeitung hat über das Ereignis berichtet, mit durchaus wohlwollendem Schulterklopfen. Politisch anstößig oder gar „kühn“ war diese Veranstaltung keinesfalls. Auch dass der verfemte Hugo von Hofmannsthal in Essay und Rezitation zur Sprache kam, wurde von uns und gewiss auch von unseren Zuhörern nicht als etwas Besonderes oder gar Gefährliches wahrgenommen.

Über den Ablauf des Festabends habe ich in meinem Tagebuch notiert, dass ich die Begrüßungsrede durch Thinius, den verdienstvollen Organisator des Abends, recht dürftig fand, dem Selbstbewusstsein des Kreises nicht entsprechend, dass ich sonst aber mit allen Darbietungen hochzufrieden war und auch an dem Sammelsurium, dem Geltenlassen von allen, die sich produzieren wollten, keinen Anstoß nahm. Volker von Scheidt spielte eine Beethoven-Sonate und dann wieder eine eigene Komposition. Albert Suhr sprach über Sappho, und dazu rezitierte Marga Dingler zwei der Sappho-Hymnen. Karl-Eberhard Schorr trug einen Versuch über „Nietzsche als Erzieher“ vor, und Achim von Beust sprach über Hugo von Hofmannsthal. Von Christian Morgenstern wurden Galgenlieder und auch ernste Gedichte rezitiert. Harald Benesch steuerte selbstgefertigte kabarettistische Einlagen bei, die mit großem Gelächter aufgenommen wurden: „Interview einer Journalistin“, und „Das Bezugsscheinamt“, und auch noch Morgensterns „Behördenchef“. Barbara Renner spielt eine Bach-Solosonate, Gedichte von Edith Tohde und Günther Mackenthun bildeten den Schluss Und dann ging man über zum Tanzen, nach den Klängen einer Oldie-Kapelle, aber doch vergnüglich auch für uns . Und in den Tanzpausen wurden nochmals Duette gesungen.

Ein wenig politisches Flair enthielten in diesem Programm eigentlich nur Harald Beneschs kabarettistische Stücke und der „Behördenchef“. Aber auch das blieb doch im Rahmen harmloser Ironie, wie sie auch anderen Zeiten und Bürokratien hätte gelten können. Die kleine Würdigung von Hugo von Hofmannsthal hatte just Achim von Beust übernommen, von dem ich mir notiert habe, er sei „Studentenführer“, also Amtsträger im NS-Studentenbund gewesen; allerdings ein durchaus ungewöhnlicher Funktionär, der 1942 wegen seiner Kontakte zu den Hamburger „Swingboys“ und wegen seines Zusammenlebens mit einer „Halbjüdin“ ein Verfahren angehängt bekam (Grüttner S. 228). Aber immerhin: auch er gehörte zum „Musen-

cabinett“, ebenso wie die Kunststudentin Angelika Krogmann, Tochter des amtierenden Hamburger Bürgermeisters, der auch sein Haus für Treffen des Musencabinetts geöffnet hat. Er galt als liberal und welthandels-orientiert, der Hamburger Kaufmannschaft nahestehend, und wurde nach Kriegsende auch von den Alliierten milde eingestuft und bald aus der Internierung entlassen. Aber wenn man heute in seinen Erinnerungen blättert („Es ging um Deutschlands Zukunft“, 1976), schlägt einem atemberaubende Unbelehrbarkeit, „Führer“-Stank und Rechtfertigungsnebel entgegen, sodass man sich doch nachträglich wundert, auch ihn unter den Gastgebern des Musencabinetts zu finden.

Ein weiteres Treffen (am 2. Februar 41), diesmal in kleinstem Kreis, habe ich notiert: Albert Suhr, Willi Renner und Harald Benesch besprechen sich in meiner Gegenwart als neues „Regie-Kollegium“, das sich, im Anbetrach der fortschreitenden Dezimierung durch das Heer, Gedanken über die Weiterführung des Kreises machen soll. Es wurde beschlossen, eine „Zeitschrift“ zu gründen und damit das Anliegen des Kreises und die persönlichen Kontakte unter den Zugehörigen aufrechtzuerhalten. In der Tat ist sie dann, in der bescheidenen Form eines „Rundbriefs“ schon vom März 1941 an monatlich erschienen.

In den nächsten drei Monaten konnte ich selber die Aktivitäten des MC nicht miterleben. Ich hatte beim Orte Leck, nicht weit der dänischen Grenze, meinen „Arbeitsdienst“ zu absolvieren und war dort so gut wie eingesperrt, weil das ganze Lager, kaum waren wir dort eingedrückt, wegen einer ansteckenden Krankheit, deren Namen wir nie erfuhren, unter Quarantäne gestellt und absurderweise sogar von Post und Telefon abgeschnitten wurde. Edith Tohdes Tagebuch berichtet aus dieser Zeit von einem Abend mit Gedichtrezitationen (15.2.), an dem neben ihren eigenen die Gedichte von Günther Mackenthun und Angelika Krogmann vorgelesen wurden; weiter von einem Rilke-Abend mit vielen Gästen und mit Rezitationen von Eva Fiebig, die auch von ihrer persönlichen Verbindung zu Rilke erzählte. Am 24.2. wurde im Hause meiner Eltern in Flottbek nochmals über Hamlet und dann über das moderne Musikdrama gesprochen. Am 7.3. sprach im Hause Klutmann der Graezistik-Professor Bruno Snell über Platos Gorgias, ferner der Kunststudent Apelles Sobeczko über griechische Plastik, und meine Schwester Anne führte sich als neues Mitglied des Kreises mit einem kurzem Referat über die künstlerische Entwicklung des Kindes ein.

Ein besonders „denkwürdiger Musenabend“ mit vielen Gästen wurde im Elternhaus von Helga Reemtsma am 24. März 1941 begangen, mit einer ausführlichen Präsentation von Hinde-

miths „Matthis der Maler“, durch Peter Sandloff erläutert und am Klavier und mit Platten zu Gehör gebracht. Das anschließende Gespräch berührte auch die Malerei des „Matthis“, den Isenheimer Altar, dessen Themen und Visionen in Hindemiths Musik eingegangen sind. Über diesen Abend wurde von mehreren Mitgliedern als von einem Höhepunkt des Musencabinetts berichtet, einer der interessantesten Auseinandersetzungen mit der Moderne, und für manche der Teilnehmer eine erste Konfrontation mit moderner Musik überhaupt. Edith Tohde notiert darüber zwar: „Fast jeder lehnt diese Musik ab, wenn er sie das erste Mal hört“, – zeigt damit aber nur an, als wie revolutionär sie auch in diesem Kreis den jungen, unter dem Moderneverbot aufgewachsenen Menschen erschien. Dass Hindemith der deutschen Kunstpolitik opponiert, dass er Deutschland 1938 verlassen hatte, um in der Schweiz und in Amerika weiterzuarbeiten, stand natürlich im Hintergrund dieses eindrucksvollen Abends.

Von weiteren Treffen berichtet Edith Tohde in ihrem Tagebuch. Einen zweiten öffentlichen Abend gab es, ebenfalls in „Streits Hotel“, unter dem Titel „Kabinett junger Kunst“, wiederum mit Rezitationen, Musik und Tanz und mit Gästen aus dem Schauspielhaus (29.3.41). Es folgte ein Abend zum Thema „Glück“ (4.4.) und ein Vortrag von Peter Degkwitz zu Vincent von Gogh (9.4. , selbst hier fühlt sich die zögerliche Edith durch die Modernität schockiert). An einen Vortrag von Thinius (25.4.) schließt sich eine Diskussion an über klassische und moderne Formen des Romans.

Vom Mai 1941 an war ich dann als Soldat in einer Artillerie-Einheit in der Nähe von Hamburg stationiert. Für fünf Vierteljahre konnte ich mich dort in der Ersatz- und Ausbildungsabteilung 225 in Wentorf bei Bergedorf halten und, nach erträglicher Rekrutenzeit, Spezialausbildungen in der artilleristischen Vermessungstechnik durchlaufen, wurde dann auch selber als Ausbilder für Vermessungsaufgaben eingesetzt. Vor allem aber konnte ich diese privilegierte Stellung nutzen für häufige Stadtfahrten nach Dienstschluss, nicht nur um Konzerte und Theater zu besuchen, sondern eben auch die Veranstaltungen des Musencabinetts.

Notiert habe ich einen Abend im Hause Reemtsma am 12. Juni, an dem der Kunststudent Peter Felber über Konrad Witz referierte. Am 15. Juni fand nochmal ein Treffen im kleinen Kreise statt, diesmal mit Peter und Richard Degkwitz, Albert Suhr und Harald Benesch, um über die Fortführung des Kreises – allem Schwund zum Trotz – zu beraten, „ohne alle äußerlichen Zwecke, nur noch zu unserer Fortbildung“, wie wir sagten.

Am 22. Juni 1941 begann dann der Krieg in Russland. Zum ersten Mal sah ich jetzt auch in der Kaserne lange Gesichter, und hörte auf den Stuben Zweifelsäußerungen, ob das noch „gut gehen“ könne. Nicht lange danach, am 12. Juli 1941, wurde unser MC-Freund Peter Degkwitz verhaftet und vor Gericht gestellt wegen defätistischer Äußerungen im Kommilitonenkreis. Das Urteil fiel milder aus, als es in späteren Phasen des Krieges üblich war. Es lautete, „wegen Verstoßes gegen das Heimtücke-gesetz“, auf neun Monate Gefängnis, von denen Peter allerdings nur etwas mehr als zwei Monate abgesessen hat, um nicht dem Krieg entzogen, sondern rasch dem Heer überstellt zu werden. Die Verhaftung war natürlich ein Schock für den ganzen Kreis. Die Denunziation war zwar, wie auch der Prozess eindeutig zeigte, aus der Hochschule und nicht aus dem Musencabinetts gekommen. Aber wie unbekümmert waren wir bisher gewesen! Und wie sehr mussten wir das Missgeschick Peters als stellvertretend und als bedrohlich für uns alle ansehen!

Im Oktober, nach einem Lazarettaufenthalt wegen eines Manöver-Unfalls in der Lüneburger Heide, notierte ich wieder ein Zusammensein mit dem Kreise im Hause Reemtsma. Es gab einen Mozart-Vortrag von Barbara Renner, mit Instrumentalspiel und Gesang und auch Platten für das Aufzieh-Grammophon. Ende Oktober ist Vortrag über Josef Weinhebers Gedichte vermerkt, durch den Literaturwissenschaftler Fritz Martini, den wir, ähnlich wie Bruno Snell, zu den Sympathisanten des Musencabinetts rechneten.

Immer wieder treffe ich im Tagebuch auf Notizen zu Alberts Anhänglichkeit. Albert Suhr, der auch in der Nachkriegszeit von erlittenen Verhören und seinen Gefängnismonaten schwer gezeichnet blieb, war ein weicher, freundschaftsdurstiger, ganz und gar verbummelter Studiosus. Er war der einzige, der mich, als ich einrücken musste, bei dem trübseligen Gang in die Kaserne begleitete. Er schenkte mir zu diesem Tag eine Ausgabe griechischer Aphorismen. Am Kasernentor „bedankte“ er sich bei mir, dass ich heute einrücken müsse und er auf diese Weise genötigt worden sei, jedenfalls einmal in diesem Semester schon vormittags aufzuste-hen. Die Diskussionen mit ihm und seine anarchische Lebensweise beunruhigten und faszi-nierten mich zugleich; sie trafen mich wie Nachrichten aus einer mir neuen und befremdli-chen Welt. Albert verteidigte die grenzenlose Subjektivität und Ungebundenheit aller Wer-tungen und Lebensweisen. Er dachte nach über die Bedeutung von Rausch und Ekstase für die Kunst und für sonst unerreichbare Dimensionen des Geistes. Seine eigenwilligen Gedanken verteidigte er aber ganz ohne Rechthaberei, ja mit weicher, Anerkennung suchender Zuwen-dung. Misstrauen und Arglist waren ihm so fremd, dass er noch lange nach dem Kriege nicht

hat glauben wollen, was damals längst und vielfach bewiesen war: dass sein Zellengenosse im Fuhrsbüttler Gefängnis, der französische Schriftsteller Maurice Sachs, der Gestapo zugearbeitet und auch ihn „verraten“ hat. Albert Suhr hat mich auch mit dem Indologen Heinz Kucharski bekannt gemacht, der von phantastischen Plänen sprach. Mit einem großen Terror-Akt müsse man ein Zeichen des Widerstands gegen den Krieg und die Hitlerei setzen, mit der Sprengung der Hamburger Lombardsbrücke z.B., oder mit Vergiftung eines Trinkwasserreservoirs durch Chemikalien, die man doch mit Hilfe von Chemiestudenten leicht beschaffen könne. Ernst nahmen wir freilich dieses Gerede nicht.

Unter dem 17. Januar 1942 sehe ich dann meine letzte Tagebuch-Notiz über einen Treffen des Kreises: „MC bei Renners. Willi Renner hat aus Rom Urlaub und entwickelt spannend einiges über „Disziplin“...wozu Albert nur schweigt“ Die Fortsetzung des Gesprächs fand, wie so oft schon, im Luftschutzkeller statt. Fliegeralarm war mir bei solchen Gelegenheiten nicht unwillkommen, weil er automatisch einen Dispens vom mitternächtlichen „Zapfenstreich“ mit sich brachte. Eindrücklich war für mich bei den Abenden und Gesprächen in diesem Hause vor allem der Vater Hermann Renner, nicht nur durch die Art und Weise, wie dieser hochgebildete Arzt sich auf unsere jugendlichen Gespräche einließ, sondern auch durch die Botschaft, die wir in kleineren Gesprächsrunden von ihm erhalten haben: Lasst Euch nicht zugrunde richten in dieser Zeit! Haltet euch beiseite, drückt euch, so gut ihr könnt! Für „Führer und Vaterland sterben“ wäre absurd, „Fürs Vaterland leben“, den Krieg überstehen für die großen Aufgaben danach – nur das könne man heute Patriotismus nennen! Hoffnungen auf irgendetwas anderes als auf einen Sieg der Alliierten schienen ihm illusionär.

Den Sommer 1942 über genoss ich zwar weiterhin große Freiheiten in meiner Ausbilderposition in Wentorf (dem Rang nach war ich nun „Ober-Kanonier“), notierte auch etliche Theater-, Konzert- und Kinobesuche und auch gelegentliche Einkehr bei meiner Familie in Flottbek. Eintragungen zum Musencabinet sind aber nicht mehr dabei. Offenbar hat es im Sommer kaum noch Treffen des Kreises gegeben. Zu viele der Mitglieder hatten Hamburg verlassen, die Gruppe war so klein geworden, dass sich die Treffen nicht mehr fortführen ließen.

Für einen gewissen Austausch und Zusammenhalt sorgten aber noch die Rundbriefe, die seit April in monatlicher Folge als Hektogramme an die Mitglieder verschickt wurden; Matrizen und Papier dafür wurden offenbar, ohne dass man darüber redete, vom Büro der Firma Reemtsma abgezweigt. Redigiert und weitgehend verfasst wurden die Briefe von Edith Toh-

de, die einiges über das Ergehen der Mitglieder des Kreises berichtete, vor allem aber über Hamburger Kulturereignisse schrieb und Auszüge aus Briefen der fernen Soldaten oder aus kleinen Abhandlungen der Mitglieder hinzufügte. Etwas pathetisch nannte Edith den aus Hamburg kommenden Teil der Beiträge „Stimmen der Heimat“, während die Soldatenbriefe als „Stimmen der Front“ bezeichnet und zitiert wurden. Im Vorspann des ersten Briefes waren Formeln zu lesen vom „aufgezwungenen Existenzkampf des deutschen Volkes“ und von der Hoffnung auf „siegreiche Fahnen“ – Äußerungen, von denen ich heute nicht mehr entscheiden kann, ob sie nur der Beschwichtigung von Zensur-Instanzen dienten, mit denen ein solcher Rundbrief allemal rechnen musste, oder ob sie doch die Meinung zumindest der Schriftleiterin wiedergaben. Auch kann ich nicht sagen, wie viele der Empfänger dieser Briefe den Krieg nun doch zur Sache vaterländischer Pflicht und persönlicher Identifikation gemacht haben, und wie groß die Anzahl der Anderen war, die ihn nur als ein deutsches Verbrechen ansahen, mit dem sie sich, auch wenn sie Uniform tragen mussten, auf keinen Fall identifizieren wollten. Beides gab es in diesem Kreis. Das dennoch Verbindende war in seinem Namen ausgedrückt; es war, wie wir ironisch sagten, der „Musendienst“. die Auseinandersetzung mit akuten Fragen der Kunst. Auch die Rundbriefe mit ihren oft unreifen und wenig geordneten Diskussionen haben ihr Zentrum in philosophischen und kunsttheoretischen Erörterungen, in Berichten über Kunstereignisse, über Erlebnisse Einzelner im Geiste des „Cabinetts“.

Über eine Reihe von Rezitationen, zum Beispiel, berichtet Edith Thode mit der folgenden Einleitung zum 12. Brief (April 1942):

„Das Wort der Dichter.“

Es wird wohl immer so sein, dass die Menschen in Zeiten der äusseren und inneren Not das Wort der Dichter suchen, mehr, als es sonst in glücklichen Zeiten geschieht. Denn das Glücksgefühl macht die Menschen glauben, sie seien der Vollendung nahe, sie entbehren ja nichts; was sie wirklich vordem bedrückte, wird hinweggespült vom göttlichen Glück, das über die Seele rieselt. Kommt aber die schwarze Trauer, die Not, das graue Elend, die lähmende Sorge, so stürzt das harte, wirkliche Leben mit all seiner schmerzhaften Unvollendung über uns her und sucht uns zu ersticken. Aber da wir ja wissen von der *K r a f t*, die dem Bestehenden eine Änderung aufzuzwingen vermag, versuchen wir instinktiv, diese Kraft auch unserer Seele wiederzugewinnen und damit die Fähigkeit, der Belastungen und Aufgaben, die uns das Leben auferlegt, Herr zu werden.

Wem aber wohnt die Kraft der Seele in so hohem Masse inne, wie dem Worte der Dichter? Gewiss, der eine nennt Musik, der andere Natur, der dritte ein drittes, jedoch sprechen diese Dinge alle in einer mehr oder weniger unpersönlichen Sprache zu uns, und der Suchende kann das Gefundene auslegen nach eigenem Willen. Aber eine bestimmte, zweifelsfreie Deutung vermittelt uns das Wort; und spricht der Dichter von Dingen, deren Erlebnissgut auch unser Bewusstsein vordem ungefähr gestreift hat, so schlägt das nun gemeinsam Erfahrene eine unzerstörbare Brücke von Herz zu Herz. Unsere Seele löst sich vom Ich, geadelt zur Bereit-

schaft und lässt die Botschaft ungehindert in sich einströmen und dort wirken und wandeln – nach den heiligen Gesetzen der ihr innewohnenden Kraft.

Es ist eine große Aufgabe, der sich die Rezipienten verschreiben. Sie trägt ihren Lohn in sich. Wenn ich im folgendem über sechs Künstler berichte, die dieser Aufgabe dienen, so will und soll das nichts mit Kritik in irgendeiner Form zu tun haben. Unser Rundbrief will ja zur Hauptsache den Freunden, die ausserhalb unserer Stadt leben, eine Vorstellung vermitteln von dem Kunst-Leben, das in Hamburg pulst. Und besonders unsere Freunde an der Front sollen teilhaben an der Freude, die uns die Kunst vermittelt und dem Dank, den wir ihr zollen.“

Dies dient als Einleitung zu rezensionsartigen Berichten über Veranstaltungen, die nicht im Rahmen des MC, wohl aber, wie die Berichterstatteerin meint, in verwandtem Geiste stattgefunden haben: über einen ganzen Tag mit Lesungen von Goethe-, Schopenhauer- und Rilke-Texten (am 19. April 1942), über eine Morgenfeier mit Musik und Dichtung unter dem Titel „Die blaue Blume“, einer sinfonischen Ballade von Leuteritz und Rother (26.4.1942). Im Rahmen der Hamburger Goethe-Gesellschaft wurden – so wird hier weiter berichtet – von Maria Wimmer und Rudolf Bach Goethe-Dichtungen rezitiert. Ein Abend mit Poesie deutscher Romantiker folgte am 9. Mai 1942 mit der Rezipientin Anna Richter.

„Den Ring dieser Kunst-Betrachtung schließt ein Wort über die liebliche Frühlingsfeier, die am 17.5. im gastlichen Haus der Frau Anna Schröder in Blankenese in einem geladenen Kreis begangen wurde. War es das prächtige Vorsommerwetter, der zaubrische Blick hin über Wiesen, Bäume, weit über den Elbfluss, die Mai-frohe Stimmung der Gäste, oder war es das warm vorgetragene Spiel der E-dur-Sonate für Geige und Klavier von Beethoven, der jauchzende Sopran Susi Klutmanns, die Lieder von Brahms, Schumann und Schubert sang, oder die von Regine Klutmann gesprochenen Dichterworte, die uns alle in eine Art Mai-Taumel versetzten? Eine würdige Frühlingsfeier war es, und wenn wir uns hier nur mit der Rezipitation beschäftigen, so tun wir das nur, weil wir vom Thema der ganzen Betrachtung nicht abschweifen wollen. – Es war ein Genuss, *Regine Klutmann*, unsere junge Freundin aus dem Musencabinet, sprechen zu hören. Frühlingsgedichte von Mörike, Goethes Ganymed, Storms reizende, meisterhaft vorgetragene Maikatz-Geschichte, die anmutige Geschichte von den Pontischen Azaleen (von Rudolf Klutmann), das schelmische Gedicht von Amor, dem Landschaftsmaler weckten im Zuhörerkreis aufrichtige Begeisterung.“

Diese Berichte über das Kulturleben zuhause stehen natürlich in unerhörter Spannung zu dem, was im Kriegsgeschehen und in der Gewaltigkeit des öffentlich-politischen Lebens sich abspielte. Dieser Spannung Ausdruck zu geben und die immer schwebende Frage zu beantworten, ob denn das MC noch Sinn habe, ob es ein Bezugspunkt bleiben könne in den Schicksalszeiten des Krieges, oder längst aufgegeben werden müsse wegen der Irrelevanz, ja der Lächerlichkeit seiner Themen, hatte Richard Degkwitz in einem Brief an die „Redaktion“ versucht. Richard schreibt, zunächst in fast poetischer Sprache:

„Was ist es, das Tod und Vernichtung säet,
Was ist es, von dem die hohen Kunstwerke zeugen,

Was ist es, das uns niederwirft, was uns verzweifeln lässt,
Was ist es, das uns jenseits von Kleinheit und Träumen anfüllt.
das wir aus ihm schöpfen und schaffen müssen?
Ist es nicht vielleicht doch Ein- und dasselbe,
das in uns und dem ganzen Weltall nach Vollendung ringt?“

Und dann fährt er fort mit einem Appell, das Musencabinettt unbedingt, wie mühsam und wie dünnfädig auch immer, zur gegenseitige Mahnung und Unterstützung weiterzuführen:

„Nein, - jetzt erst recht „

Im Frieden ist der Geist dem einen eine Selbstverständlichkeit, dem andern ein [Luxus ?],
und uns alle reizte auch seine „Atmosphäre“. Jetzt ist er Notwendigkeit ! ...

Jetzt in den Zeiten der Not müssen wir ein Doppelleben führen, während unser Körper über den Kasernenhof wetzt, Kohlen schaufelt oder Kühe melkt, oder sich bebend vor einer explodierenden Granate an den Boden presst,... muss unser Geist und unsere Seele sich an die ewigen Dinge klammern; denn es kommt wieder die Zeit, wo beides eins werden darf, wo wir wieder Ideen leben können, und was kann sonst der Sinn des menschlichen Lebens sein, wenn nicht, den hohen Dingen, die wir ahnen, Gestalt und Wirklichkeit zu verleihen, nicht nur in unseren Werken, sondern auch durch unsere Taten, durch unser Leben als solches...

Aber auf jeden Fall weiterarbeiten, wenn die Musenabende auch nicht mehr stattfinden können, sich durch keine Enttäuschung und durch kein Misslingen abschrecken lassen. Und durch keine Not.“

Ein solcher Appell zum Aufrechterhalten der künstlerisch-literarischen Passion auch in der brutalen Maschinerie des Krieges und der entfremdeten Existenz des Soldaten, konnte aber nicht nur Beifall finden. Karl-Eberhard Schorr, der als Leutnant den Kriegswinter in Russland überstanden hatte, sah sich zur Antwort herausgefordert:

„Nur wer diesen harten Winter 1941/42 an der Front in Russland mitgemacht hat, ... nur der kann ermessen, wie schwer es uns geworden ist, Mensch zu bleiben und als Mensch daraus hervorzugehen. Das sind keine Stimmungen, Richard Degkwitz, das ist Leben, blutig erkauf-tes Leben.... Da nützen keine müßigen Reden und Betrachtungen über den Geist und seine Notwendigkeit, seine Atmosphäre, da verträgt man solche Reden nicht. Da war das ganze Seelische, Geistige im brechenden Auge eines Sterbenden, Erfrierenden angefüllt. Da gab es keinen Gedanken an [über?] Tod und Leben hinaus. Wer wollte da ein Doppelleben führen, der wäre wie nichts zerbrochen über diesem Betrug vor sich und der Welt.“

Aber dieser Absage an das Musen-Gerede im Anbetracht des Grauens stehen die Äußerungen Anderer gegenüber, die festhalten wollen an der zivilen Existenz und den humanistisch-literarischen Beschäftigungen um beinahe jeden Preis, in beinahe jeder Situation. Ein Brief, der mit S. signiert ist, sieht in der Sprache, im Sprechen und Schreiben das Medium aufrecht-erhaltener Kultur. Die Künste, vor allem die Kunst der Sprache, sind dem Verfasser nicht ein Schonraum, nicht ein Reservat, als das Andere gegenüber der kriegsgeplagten Existenz, son-

dem vielmehr das einzige Mittel, sie zu überstehen und festzuhalten an humanen Regungen inmitten des Furchtbaren:

„Nach dem Weltkrieg sagte man immer, dass die Menschen, die das Grauen und den Schrecken des Krieges am härtesten erlebt haben, nachher nicht darüber sprächen. Ich habe darüber nachgedacht und ich glaube, dass es hauptsächlich am Unvermögen dieser Menschen liegt, das Wesen des Krieges in Worten auszudrücken. Es genügt nicht, Sturmangriffe mitgemacht zu haben, man muss den Weg der Seele und des Geistes dabei in Worten ausdrücken können, um darüber zu sprechen. Das ist das Geheimnisvolle der Sprache, dass sie sich Zeit und Not hingibt, um mit ihren Worten Zeit und Not zu sein. In ihr atmet und lebt Glück und Unglück, Leid und Freude, Geburt und Tod. Dem Menschen, der ihr vertraut, ist sie wahre Trösterin. Ich glaube, dass der Schrecken und das Grauen sich dem Menschen am besten löset, der sein Leid ihr anvertraut, der es in Worten auszudrücken vermag.

Und nun folgt ein Versuch, das Grauen der Kriegserlebnisse schreibend und formulierend zu bannen:

Wir hatten unseren Funkwagen an einem Dorfeingang hinter ein Haus gestellt. Tags zuvor hatten wir uns unter dem wachsenden Druck zurückgezogen. Der Russe drängte nach. Im frühen Morgen begann er systematisch das Dorf zu beschossen. Der Funkwagen musste mit dem Bataillonsgefechtsstand weiter zurück. Aus irgendeinem Grund kam ich mit dem Wagen nicht mehr mit. Als ich zurückkam, war mein Funktrupp weg. Da ging schon der schreckensgleiche Ruf von Mund zu Mund: Vier russische Panzer fahren auf der Strasse Richtung Dorfeingang. Panzerbrechende Waffen waren nicht da. Ein lähmendes Entsetzen legte sich bleiern auf die meisten Soldaten. Wir wurden flankierend der Strasse in kleine Mulden, die uns schützen sollten, geworfen. Das Rasseln der Ketten und Dröhnen der Motore wurde immer lauter. Alle 200 m blieben sie stehen und schossen mit ihren Panzerkanonen ins Dorf und dorthin, wo sie noch deutschen Widerstand vermuteten. Wir konnten nur warten, denn gegen diese stählernen Ungetüme vermochten wir nichts. Mit jedem Meter, mit dem sie näher kamen, wuchs die Spannung – wovor? – und eine ohnmächtige Wut. Da sehe ich links, 5-6 m neben mir mit einem Mal einen jungen, kaum 20jährigen Kameraden aus der Deckung hoch kommen, grauenvolles Entsetzen auf seinem Gesicht. Ich sehe hin und kann den Blick von ihm nicht wegwenden. Sein junges, unwissendes Gesicht ist von Aufruhr verzerrt. Die Augen sind hervorgequollen, ein wildes Zucken ist um seinen Mund. Schaum tritt ihm ins Gesicht, und dabei ist alles so erstaunt, so fragend an ihm, als glaube er diese Wirklichkeit nicht. So steht er aufgerichtet, jung und doch schon gebrochen, ein Aufbegehren zum Leben noch und doch schon zum Tode verurteilt. In seinem Gesicht steht die Frage geschrieben: Ist so etwas möglich, dass diese Panzer dort ungehindert heranrollen und keiner ist da, der sie aufhalten kann? Ist Kraft und Mut des Menschen so ungeheuer dieser Maschine unterlegen, dass sie sich in Schützenlöchern verkriechen müssen? – Dieser Frage ist er zum Opfer gefallen. Eine Maschinengewehrgarbe traf ihn gut“ (10.4.42).

Lassen wir diesem Text noch ein Gedicht von Edith Tohde folgen, das sie dem 13. der Rundbriefe vorangestellt hat:

Trag uns empor auf deinen goldnen Schwingen,
du junger Tag, den uns die Kunst geschenkt !
Du Gnadentag ! Aus deinem Tatgelingen

erwachse uns der Wille zum Vollbringen,
und heilig sei die Stille, die uns lenkt.

Die lange Nacht schlug uns in dunkle Falten,
schwer ging der Atem und das Wort verkam.
Wie sollten wir die heilige Bürde halten !
denn unsere Herzen drohten zu erkalten,
und unser Blick erlosch in letzter Scham.

Nun steigt das Frührot auf und unser Leben
erwacht ! Auf's Neue pulst der warme Schlag !
Du Kunst ! Sei uns Erbitten und Erbeben !
Sei uns Vermächtnis und sei tiefstes Streben,
Und adelnd segne uns der junge Tag !

Lese ich heute solche Verse oder auch den kornettartigen Kriegsbericht von S. wieder, so will mir Pathos und Sprache nicht zusammenstimmen mit dem, was ich selbst an Illusionslosigkeit und nüchterner Überstehentechnik mit jener Zeit verbinde. Doch geben sie mir Anlass, mich auch der dahinterliegenden und nie ganz verschütteten Bedürftigkeit zu erinnern, jede freie Zeit der Literatur, der Kunstbetrachtung, der historischen Beschäftigung mit den Aufenthaltsorten zu widmen und damit dem banalen Geschehen, in das ich wie alle Uniformträger eingebunden war, jedenfalls stundenweise zu entkommen. Eine mit der Zeit erlernte Technik, in quasi jeder Situation und Gesellschaft und bei jedem Lärm zu lesen und damit eine Art eigener Weise des Durchhaltens zu finden, war mir dabei hilfreich. Natürlich waren dafür die heimische Bildungswelt und die trotz aller Nazizeit wenigstens fragmentarisch-humanistische Schulbildung gute Weggenossen. Aber auch das Musencabinetts rechte ich zu meinen Gehilfen, diese merkwürdige Kultgemeinde zelebrierter Kunst und ästhetischer Weltdeutung, getragen von einer Sehnsucht, die mich auch durch die bösen Kriegsjahre hin nie ganz verlassen hat.

Im Herbst 1942 wurde dann auch der Rundbrief eingestellt. Ob es dafür einen bestimmten Beschluss gab, weiß ich nicht; wahrscheinlich gab die Übersiedlung von Edith Tohde nach Berlin den Ausschlag. Ich weiß nur noch, dass es mir an meinem damaligen Dienstort, dem Eisenbahntillerie-Standort Rügenwalde in Hinterpommern, nicht gut erging und dass bei mir unter diesem Druck und der von der kargen Küstenlandschaft unterstützten Melancholie über das unabsehbar sich hinausziehende Kriegsgeschehen und über die Aussicht, auf den Schlachtfeldern Russlands zugrunde zu gehen, auch der Wunsch verblasste, mit den Hamburger Studienfreunden Kontakt zu halten. Albert Suhr war für einen brieflichen Austausch ohnehin nicht zu haben; nur mit Helga habe ich ab und zu Briefe gewechselt, in denen wir aber, schon wegen der Zensur, nur wenig von dem ansprechen konnten, was uns bewegte. Wann

ich von den Münchner und Hamburger Verhaftungen Nachricht bekommen habe, vom Verhör und Gefängnis Albert Suhrs, Karl Schneiders, Rudolph Degkwitz', auch Heinz Kucharskis und der anderen Hamburger Studentinnen und Studenten, vermag ich nicht zu sagen – ganz gewiss nicht per Korrespondenz, vermutlich auf einem Urlaub im Dezember 1943.

Und einer aus diesem Umkreis, der nicht in Folge der Münchner Geschehnisse, sondern ganz auf eigene Kappe schon früher mit der Gestapo und den Gerichten zu tun bekommen hatte, wurde erst nach dem Krieg für uns der wichtigste und meistbeachtete der jungen Hamburger Literaten: Wolfgang Borchert, 1942 als Soldat wegen Selbstverstümmelung angeklagt, dann wegen „Äußerungen gegen Staat und Partei“ verurteilt und zum ersten Mal eingesperrt, 1944 dann zum zweiten Mal, nun wegen einer Goebbels-Parodie (wie er sie übrigens auch schon unter den Musencabinettern zum besten gegeben hatte) zu neun Monaten Gefängnis verdammt. Ich habe den jungen Dichter und Schauspieler Wolfgang Borchert, der als Gast und Freund von Günter Mackenthun und Isot Kilian gelegentlich am MC teilgenommen hat, bis er im Juli 1941 einrücken musste, nicht selber kennengelernt. Auch von seinen Verhaftungen, Verhören und Gefängniszeiten habe ich erst spät erfahren. Lese ich heute seine Texte, so scheinen sie mir die beschriebene Auseinandersetzung der Musencabinetler über Krieg und Kunst zu treffen wie kaum ein anderes Stück der damaligen Literatur: die Sehnsucht nach geistiger Nahrung, nach den Künsten, dem Überleben nicht bloß der Menschen, sondern der bedrohten, der misshandelten „Kultur“; – und daneben die bohrende Frage, ob denn das alles noch zähle, ob es noch Bestand habe neben dem Grauen des Kriegs und dem Angriff auf alle Grundlagen der Humanität.

„Heute muss es sich beweisen“, schreibt Borchert vor dem neuen Ausrücken nach Russland, „nun, wo wir von unseren Büchern und Bildern getrennt sind, ob wir sie nicht umsonst gelesen und besehen haben – ob sie uns wirklich etwas gegeben haben, oder ob sie nur eine Unterhaltung für leere Stunden waren.....nicht nur wir gehen durch eine schwere Prüfung – auch Mozart, Hölderlin oder van Gogh müssen uns zeigen, dass sie zu mehr getaugt haben als zur Füllung und Unterhaltung unserer Mußbestunden!“ (roro 105)

Und später: „...wer unter uns, wer denn, ach, wer weiß einen Reim auf das Röcheln einer zerschossenen Lunge, einen Reim auf einen Hinrichtungsschrei, wer kennt das Versmaß, das rhythmische, für eine Vergewaltigung. Wer weiß ein Versmaß für das Gebell der Maschinengewehre, ...welche Druckerei hat ein Zeichen für das Rostrot der Güterwagen, dieses Weltbrandrot, dieses angetrocknete blutigverkrustete Rot auf weißer menschlicher Haut?“

„Horch hinein in den Tumult deiner Abgründe. Erschrickst du? Hörst du den Chaoschoral aus Mozartmelodien und Herms-Niel-Kantaten? Hörst du Hölderlin noch? Kennst du ihn wieder, blutberauscht, kostümiert und Arm in Arm mit Baldur von Schirach?“

Aber Borchart hat, wie wohl keiner von uns, gespürt, dass der Krieg 1945 nicht zuende gekommen ist, dass das Erschrecken nicht genutzt, die Zeichen von Auschwitz und Nagasaki nicht verstanden worden sind für einen Neuanfang, ein Aufgeben des wahnwitzigen Zündelns an der Lunte des Untergangs. Borcharts Worte haben uns durch die 70er und 80er Jahre begleitet. Sie wurden rezitiert bei Demonstrationen und Friedensmärschen in Mutlangen und Heilbronn, in Ulm und Wackersdorf, in den schier verzweifelten Auseinandersetzungen mit dem Katastrophenkurs, den die Drohgebärden von Ost und West eingeschlagen hatten. Und jetzt erst nahmen wir sie ernst, die prophetischen Worte von 1946/47, die Vision einer Weltkatastrophe ohne Ausmaß, an der die Menschheit damals nur eben vorbeigeschrammt ist und auf die sie doch immer wieder hintreibt. Wir ließen uns zurufen vom Wolfgang Borchart:

Du Mann an der Maschine und in der Werkstatt. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Wasserrohre und keine Kochtöpfe mehr machen – sondern Stahlhelme und Maschinengewehre, dann gibt es nur eins: sag NEIN!..Du Mädchen hinter dem Ladentisch... Du Forscher im Laboratorium... Du Arzt am Krankenbett,. . . Du Richter im Talar,...Ihr Mütter in allen Erdteilen: Sagt Nein, SAGT NEIN!

Und wer hätte sie je wieder so formuliert, die Vision einer kriegsverwüsteten, nuklear vergifteten, von den Menschen zu Grunde gerichteten Erde:

„ ... das Korn auf den Feldern wird neben verrosteten Pflügen dahingesunken sein wie ein erschlagenes Heer, und die qualmenden Ziegelschornsteine, die Essen und die Schloten der stampfenden Fabriken werden, vom ewigen Gras zugedeckt, zerbröckeln – zerbröckeln – zerbröckeln –

dann wird der letzte Mensch, mit zerfetzten Gedärmen und verpesteter Lunge, antwortlos und einsam unter der giftig glühenden Sonne und unter wankenden Gestirnen umherirren, einsam zwischen den unübersehbaren Massengräbern und den kalten Götzen der gigantischen betonklotzigen verödeten Städte, der letzte Mensch, dürr, wahnsinnig, lästernd, klagend –... all dieses wird eintreffen, morgen, morgen vielleicht, vielleicht heute nacht schon, vielleicht heute nacht,

wenn -- wenn -- wenn ihr nicht NEIN sagt.“

Die Rundbriefe und andere Dokumente des MC finden sich in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte an der Universität Hamburg. Der genannte Artikel: Alfons Kenkmann: Zwischen Tolerierung und Verfolgung. Informelle Zirkel im Hamburger Bürgertum während der NS-Zeit, steht in: S. Baumbach u.a. Rückblenden – Lebensgeschichtliche Interviews mit Verfolgten des NS-Regimes in Hamburg. Forum Zeitgeschichte Bd. 7, Hamburg 1999, S.358-404. Der Vf. hat nicht nur die Anonymisierung eher wie einen Witz behandelt, sondern eine ausdrück-

lich abgelehnte, weil durch Hör- und Transskriptionsfehler stark entstellte Version der Interviews verwendet und trotz Einspruchs und wider die Regeln wissenschaftlichen Verhaltens vielfach zitiert. Fehlerhaft und z.T. unsinnig sind die Behauptungen über eine „Schutzfunktion“ der Konfirmation (S.377), über „befürchtete Deportation“ (S.xxx), über „Verweildauer an der Heimatfront“ (S.278), über „kommunistische Überfälle“ auf den Schüler A.F. (S.382), unverständlich der Passus über Nachrichtendolmetscher und Offiziersanwartschaft (S.378), über die Munitionsherstellung im Ottensener Eisenwerk (S.383), über eine „Begeisterung(?) für Rüstung (?) und Technik“ (S.383). Eine korrigierte Fassung des Interviews, das diese und andere Fehler richtigstellt, liegt im Archiv der Forschungsstelle für Zeitgeschichte Hamburg unter der Signatur FZH/WdE 207; dort auch die Korrespondenz über den Vorgang

Literatur:

Albert Suhr: Maurice Sachs und die Hamburger „Weiße Rose“, in: Die andere Zeitung“ 47, 21.11, 1968.

Werner Jakstein: Liebe alte Stadt. Hamburg-Altona 1940.

Edith Tohde: Von dort nach hier. Gedichte. St Michael 1985.

Wolfgang Borchert in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten, dargestellt v. Peter Rühmkorf. Reinbek 1961 (Zit. S.105).

Wolfgang Borchert: Draußen vor der Tür. Das Stück und ausgewählte Prosa. Stuttgart/München o.J. (Zitate S.261, S.357.)

Wolfgang Borchert : Allein mit meinem Schatten und dem Mond. Briefe, Gedichte und Dokumente. Reinbek 1996.

Wolfgang Borchert: Das Gesamtwerk. Reinbek 1949.

Michael Grüttner: „Ein stetes Sorgenkind für Partei und Staat“. Die Studentenschaft 1930 bis 1945. In: E. Krause/L. Huber/H. Fischer (Hg.): Hochschulalltag im „Dritten Reich“. Die Hamburger Universität 1933-1945. Hamburg/Berlin 1991. Teil I, S.201-236.

Maurice Sachs: Derrière cinq barreaux [Aphorismen aus der Gefängniszeit]. Paris 1952 („Le prisonnier et l'amoureux se ressemblent... tous deux prêts à vendre leur âme au diable pour un prix dérisoire“, S. 180).